

indianische und auch schwarze Gruppen verstärkt selbst stellen.

Gefahr einer romantisierenden Vereinnahmung

Süss, als deutscher Priester in Brasilien in beiden Welten zu Hause, machte mit einer eher beiläufigen Bemerkung deutlich, daß man bei uns – trotz aller hohen Spendenaufkommen für die Dritte Welt – gelegentlich und wohl

auch unbewußt noch sehr spätkolonial denkt: Vom grauen kirchlichen Alltag Westeuropas sagte Süss, hoben sich auffallend bunt die zahlreichen Publikationen über die Kirche in Lateinamerika ab, „mit ihren blühenden Basiskirchen, ihren kämpferischen Bischofs- und Priestergestalten, tapferen Indios, fleißig-frommen Campesinos und, vor allem, den guten und immer solidarischen Armen“. Warum eigentlich, fragte Süss, müssen die Armen

auch fromm, Indios tapfer, Arbeiter christlich und die „Wilden“ gut sein, „damit sie solidaritätswürdig sind?“ Jesus von Nazareth habe es genügt, da der andere hungrig, krank oder gefangen war (Mt 25, 35 ff.), um in diesem anderen transparent zu werden. – Schade, daß der einzige lateinamerikanische Gast des Missionsrates, der brasilianische Kardinal *Lucas Moreira Neves*, sich nicht in die Diskussion einschaltete. Er hörte nur zu. G. B.

„In der Wahrheit leben“

Gedanken über falsche Demut, Selbstverwirklichung und Moralismus

Der Salzburger Dogmatiker Gottfried Bachl hielt beim katholischen Akademiker-Kontaktgespräch Ende Mai in Wien einen Vortrag zum Thema: „Versuch, in der Wahrheit zu leben“. Bachls Grundthese: Die christliche Botschaft steht quer sowohl zu verbreiteten kirchlichen Demutsforderungen wie zu Selbstverwirklichungsträumen und öffentlichem Moralisieren. Wir veröffentlichen den Text des Referats mit Zustimmung des Autors in einer leicht überarbeiteten und gekürzten Fassung.

Es gibt heute besorgte Überlegungen zur Frage, wie lange die Energievorräte, die auf der Erde zu finden sind, noch reichen werden. Solche Gedanken scheinen ganz überflüssig zu sein, wenn es um die Bestände an moralischen Einsichten und Imperativen geht, die in den Archiven des modernen Bewußtseins lagern. Da ist aufgestapelt, woran sich leicht die Generationen der nächsten zehntausend Jahre sittlich erbauen können. Der Schatz an vorhandener Moral ist unerschöpflich, und was täglich hinzuproduziert wird, überwiegt unendlich den sparsamen Gebrauch, der praktisch davon gemacht wird. Nach meiner Zusage, über das Thema Ihrer Tagung zu sprechen, überfiel mich daher sofort der Zweifel, ob das Sinn hat. Daß ich dabei blieb, lag nicht nur an meinem Pflichtgefühl, sondern zuerst an der bescheidenen Formulierung: „Versuch, in der Wahrheit zu leben“. „In der Wahrheit leben“ muß mehr heißen als Moral haben. Die gesamte lesbare Tradition des Menschen auf unserem Planeten enthält ungeheuren theoretischen Aufwand, dokumentiert gutgemeinte und ungeheuerliche Aktionen, die allesamt der Herstellung des wahren Lebens dienen sollen. Im Hinblick auf dieses Ziel war die Theorie ohnmächtig und die Praxis fürchterlich, beides war vergeblich. Der Mehrwert, der über alle sittliche Anstrengung hinaus erforderlich ist, kann nicht auf diese Weise beschafft werden, er hat mit

Gott zu tun. So dachte ich mir schließlich, ich dürfte mit meiner Rede auch bescheiden sein. Vielleicht genügt es, wenn ich mich um Hinweise bemühe, ob wir nicht dies und jenes redlich überlegen sollten, sooft wir an der Unwahrheit leiden, und das so gerade wie möglich aus dem Blickwinkel der biblischen Religion.

Im Zwielficht der Demut

Johann Nestroy hat in dem Einakter „Judith und Holofernes“, einer Travestie auf Friedrich Hebbels „Judith“, an den Anfang einen Chor gestellt. Priester des Baal, Hauptleute und Soldaten singen zu Ehren des mächtigen Feldherrn folgendes Lied:

„Holofernes heißt der Held,
vor dem die ganze Welt
und alles, was drauf lebt,
erzittert und erbebt.
Er ist der Feinde Schrecken, Schrecken, Schrecken,
tut alles niederstrecken, -strecken, -strecken;
Blitzstrahl ist sein Grimm, Grimm, Grimm,
Donner seine Stimm, Stimm, Stimm!
Weil er uns sonst niederhaut,
preisen wir ihn alle laut!“

(Zitiert nach: Johann Nestroy, *Judith und Holofernes*. Häuptling Abendwind. Einakter, hg. von J. Hein [RUB 3347] Stuttgart 1970, 5.)

Übersehen Sie nicht, wie der Text recht deutlich den Ton religiöser Hymnen anklingen läßt, in denen die Großmächtigkeit Gottes besungen wird. Die Szene, die in die Vorstellung rückt, leuchtet denn auch sogleich ein, eine

Ursituation, elementar, in vielen profanen und sakralen Formen verwirklicht. Fürs erste springt unsere zustimmende Sympathie auf die Seite der unterwürfigen Sänger, nicht nur wegen der frappanten Ehrlichkeit der Schlußzeilen. Wir erkennen die lebensrettende List der Ohnmächtigen, die vor der gewaltigen Übermacht stehen.

Menschen, die sich in solcher Lage befinden, haben, so sagt das Lied der Unterwürfigen, nur die Wahl zwischen dem Widerstand, der in der Vernichtung ihrer Existenz enden muß, und einer Strategie des Überlebens. Für diese stehen keine Mittel der Gewalt zur Verfügung, sondern nur die Rede. Die rhetorische Preisung leistet gegenüber der Allgewalt deren günstige Motivation. Die Ohnmächtigen wiederholen im feierlichen Sprachritual die eigene Lage, sagen, daß sie niemand sind. Mit dem Akt sprachlicher Selbstvernichtung verbinden sie die Wiederholung der Gewalt. Sie sagen: „Du allein bist stark“. Indem sie dies tun, liefern sie dem Holofernes die Evidenz seiner Überlegenheit, nehmen seinen Sieg voraus und bewirken die Einsicht, daß physische Vernichtung überflüssig ist. Das ist ein Versuch zu leben, der, wie die Erfahrung zeigt, an der alles überrollenden Tötungslust scheitern kann. Inwiefern hat er mit Wahrheit zu tun? Die Übereinstimmung zwischen dem Sein und der Erscheinung, der Absicht und dem Ausdruck bleibt auf die Pole dieses Gegenübers beschränkt, ist kein Moment an ihrem Verhältnis zueinander. Das Interesse an der Gewalt und das Interesse am Leben drücken sich jeweils wahr aus, aber sie werden füreinander nicht wahr. Der Holofernes sieht in den Untergebenen nur Funktionen seiner Macht. Deren eigenes Sein und Bewußtsein bleiben ihm gleichgültig. Die Ohnmächtigen sehen ihren Herrn nur in der Funktion ihres Interesses, begegnen ihm nicht mit der Vermutung, er könnte etwas *sein*.

In der Logik des holofernischen Verhältnisses sind die Partner auf der Ebene der Gewalt real aneinander gefesselt, auf der Ebene der Wahrheit vernichten sie sich gegenseitig. Daher rührt die gespenstische Leere, die im Gehäuse solcher Systeme herrscht, gleichgültig welcher Größe, ob sie staatlich oder religiös verfaßt sind. Nur das Wörtchen *sonst* geistert durch die Atmosphäre. An dieser Stelle spätestens wird die Zustimmung zögernd werden. Die Lösung kann das nicht sein, höchstens die Beschreibung einer zeitweilig begreiflichen Notwehr. Die Demut dieses Stils der listigen Selbstverkürzung kann nur helfen, das Minimum der Existenz zu bewahren. Da diese für den Menschen aber nicht nur das *Da-*, sondern auch das *Wahrsein* einschließt, ist der Austritt aus diesem Zirkel notwendig. Das drängt sich einer aufrichtigen Reflexion der menschlichen Verhältnisse sehr bald auf, aus wenigstens zwei Gründen.

Erstens wird die Allgewalt selbst listig, denn sie ist durchaus imstande, die Strategie des Entkommens zu kalkulieren. Im zynischen Verzicht auf Wahrheit läßt sie es dabei bewenden, daß sie nur äußerlich triumphiert. Sie braucht nur dafür zu sorgen, daß ihre Drohung eindeutig bleibt,

dann funktioniert das System für immer. Zweitens verdirbt die List des Überlebens die Ohnmächtigen. Aus der zeitweiligen Notwehr wird ein dauerhaftes Prinzip der leichten Gewinne, für die gern hergegeben wird, was Aufrichtigkeit, aufrechter Gang, Mündigkeit und Wahrheit heißen mag. Diese Magie der Demut vor den gewaltigen Verhältnissen vermag Massen zu überzeugen und motiviert sie zu den unsinnigsten Huldigungen. Ihre religiöse Variante nenne ich *Geduckte Hybris*. Vieles, was in der Öffentlichkeit der Kirche als Demut auftritt, ist mit diesem Begriff zu beschreiben.

Die Dialektik der restlosen Unterwerfung bringt nach der sanften Berechnung, die da am Werk ist, einen kaum überschätzbaren Vorteil mit Wirkung auf zwei Ebenen. Unter die Füße Gottes geschmiegt, gelingt den Demütigen das Gefühl, alles zu haben, alles zu wissen und alles zu können. Mit Hilfe dieser Anzapfung der göttlichen Potenz werden sie immun gegen alle Appelle aus dem sozialen Bereich der Glaubenswelt, sie sind aus Gegenseitigkeit und Wahrheitspflicht entlassen. Wenn sie gefordert werden und sich mit dem eigenen Können stellen, dem Gegenüber aussetzen sollen, sind sie klein, verschwinden sie in der Niemandsmaske, und die auf sie gerichtete Absicht geht ins Leere. Sobald sie selbst Forderungen stellen, kommen sie in der Rüstung der göttlichen Autorität und klären apodiktisch die Szene. Die Metapher der Demut gibt dem Willen zur Macht ein fast unkenntliches Versteck. Nestroy hat in seinem Holofernes-Lied auch jenes Verhältnis von fern angezielt, in dem sich das All und das Nichts der Macht absolut gegenüber treten, das Verhältnis zwischen Gott und der Kreatur. In der Tat, wenn das Machtgefälle überhaupt die Möglichkeit, in der Wahrheit zu leben, in Frage stellt, dann muß es in dieser konkreten Form erst recht und grundsätzlich geschehen. Wo, wenn nicht vor der göttlichen Allmacht, liegt der Vers näher: „Weil er uns sonst niederhaut, preisen wir ihn alle laut“? Nirgendwo ist auch das Bedürfnis größer, von der Möglichkeit des Wahrheitsweges zu erfahren als im Zentrum des Heiligen.

Die biblische Offenbarung ist unter diesem Gesichtspunkt gewiß als Aktion gegen die Religion des Geplärrs zu verstehen. Jesaja hat das Programm deutlich formuliert (Jes 29, 13–14). Das seltsame Handeln Gottes ist darauf gerichtet, daß in dem ungeheuren Gefälle der Macht Wahrheit geschieht, der Schöpfer und das Geschöpf sich ohne Vorbehalt erkennen (1 Kor 13, 12). Der konsequente Ausdruck dieses Tuns ist das, was der Glaube die Menschwerdung nennt. Von Gott her ist Jesus der Sohn und das Licht, in dem die ewige Macht sich selbst als Grund, Quelle und Drang zu Wahrheit zeigt. Vom Menschen aus geht Jesus in der Tradition des Hiobbuches seinen Weg, als Beter in Geist und Wahrheit (Jo 4, 23), der den Chor der Plappernden verläßt (Mt 6, 7–8) und nicht von der Verlockung der geduckten Hybris gefangen wird. Im Zeugnis dafür wird er von den menschlichen Gewalten niedergehauen, aber das Kreuz, an dem das geschah, ist seither das Symbol für die frei machende Wahrheit.

Die Lust an der Stellvertretung

Die Schriftstellerin *Esther Vilar* hat in ihrem Buch „Die Antrittsrede der amerikanischen Papstin“ (Ullstein-Buch 20429, Frankfurt/M. 1984) der Papessa folgende Sätze in den Mund gelegt: „Was Sie wirklich wünschen, ist nicht Freiheit, sondern Unterwerfung.“ „Erst wenn wir, Ihre Kirche, exakt formulierte, unmißverständliche Verhaltensregeln für Sie aufstellen, dürfen Sie mit sich selbst im reinen leben – weil dann nicht mehr Sie der Maßstab für sich selber sind, sondern wir. Erst wenn Sie Ihre Freiheit bei uns abgeliefert haben, werden Sie in der Lage sein zu handeln.“

„Und ich habe beschlossen, Ihnen wieder eine Kirche zu geben, die Sie gegen Schmerzen anästhesiert und gegen Enttäuschungen unempfindlich macht“ (op. cit. 45, 51, 89). Vilar hat keine originelle Parabel geschaffen, sondern die ältere aus dem Roman Dostojewskis „Die Brüder Karamasoff“, die als „Legende vom Großinquisitor“ berühmt geworden ist, in die Gegenwart der katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil übersetzt. Das Kreuz, das wir an der Wahrheit zu tragen haben, ist deshalb so schwer, weil diese an die Freiheit gebunden ist.

Der Mensch ist aus dem geordneten Rhythmus der Natur in die Rastlosigkeit der Geschichte verwiesen. Die Unruhe seines Daseins in der Zeit ist nicht zuletzt verursacht von der Suche nach der Wahrheit, den oft verzweifelten Unternehmungen in Richtung wahre Existenz. Die Heilige Schrift verstärkt und dramatisiert das in andringender Schärfe, die im Gedanken des Gerichtes den klarsten Ausdruck findet (Hebr 4, 12–13). Die Momente der biblischen Rede vom Leben in der Wahrheit treten weit auseinander. Gottes wahres Sein und wahrer Wille ist unendlich allem voraus, was der Mensch ist und will, Gott ist wahrhaftig, der Mensch ein Lügner (Röm 3, 4). Zugleich rückt dem Menschen die Forderung der Wahrhaftigkeit mit göttlicher Unerbittlichkeit auf den Leib. Alles liegt daran, daß wir Gottes Kinder nicht nur heißen, sondern es in Wahrheit sind (1 Joh 3, 1). Das Heil ist Wahrheit. Diese Aussetzung auf den Punkt der Entscheidung, unmittelbar vor das Auge des ewigen Richters, fordert ein Maß der Wahrheit, das, wie der Aufschrei Hiobs bezeugt, über die Möglichkeiten des Menschen zu gehen scheint: „Wie lange schon schaust du nicht weg von mir, läßt mich nicht los, daß ich den Speichel verschlucke!“ (7, 19)

An diesem Punkt setzt die Kritik ein, die bei Dostojewski der Großinquisitor, bei Vilar die Papstin vorbringt. Sie richtet sich gegen die Verbindung von Freiheit und Wahrheit und gegen die unmenschliche Überforderung des Menschen. Die These, von der ausgegangen wird, lautet: So, mit dieser Wahrheitspflicht, kann der Mensch nicht leben, jedenfalls nicht in seiner durchschnittlichen, massenhaften Form. Um dem Bedürfnis der Menschen nach absoluter Beziehung, auf das nur die Religion antworten kann, trotzdem gerecht zu werden, muß ein System der Erträglichkeit dazwischengeschaltet werden: die katholi-

sche Kirche. Sie hat das Entscheidende zu leisten, nämlich der Masse das Problem der Wahrheit und Freiheit abzunehmen, an ihrer Stelle zu verwalten. Kirche bedeutet hier die rechtliche Institution, das System sakraler Macht, das von der Elite der Wissenden und Starken getragen wird. Diese nehmen alles auf sich, auch den Zweifel und den Abfall in den Unglauben. Der Großinquisitor hat mit dem Satan paktiert, die amerikanische Papstin ist aufgeklärte Atheistin. Ihre einsame Funktion besteht darin, die wohl-tuende Wirkung der Religion zu repräsentieren, nicht, durch persönliches Zeugnis Wahrheit zu vermitteln. Die Millionemasse aber kommt in den Genuß einer kostbaren Garantie. Was die Natur verweigert, das gibt das katholische System. Es versetzt jeden, der sich ihm anvertraut, in den naturhaften Status der Wahrheit, erlöst ihn aus der quälenden Unsicherheit individueller Suche. Alles Negative, das ihn treffen und herausfordern könnte, ist von der Verlässlichkeit des Systems aufgehoben. Indem er dessen Rituale genau befolgt, befindet er sich immer, auch mit seinen Defiziten, im Stand der Wahrheit.

Jedem aufmerksamen Betrachter muß eine Konvergenz auffallen, die sich zur Zeit nicht nur im Feld des katholischen Christentums ereignet. (Außer Vilar vgl. auch *A. Lorenzer*, Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik. Frankfurt/M. 1981.) Aufgeklärter, atheistischer Humanismus und rigoroser Fundamentalismus vereinigen sich im Interesse an der geschlossenen Wirkung religiöser Systeme. Die Frage nach der Wahrheit rückt dabei auf die Seite, im Zentrum stehen Sicherheit, Geborgenheit, Ganzheit und sinnliche Prägnanz, Wohlergehen und Wohlverhalten fördernde Bedingungen des Lebens. Ich bestreite nicht, daß sich in diesen Optionen Fragen melden, die in allem Ernst zu bedenken sind, auf die wohl auch keine rasche Antwort gefunden werden kann, aber ich halte es für nötig, gegen die plausiblen Argumente des Großinquisitors einiges in Erinnerung zu bringen, was in der biblischen Offenbarung nicht nur beiläufig mitgesagt ist, auch deshalb, weil die großinquisitorische These im innerkirchlichen Disput manchmal in nicht mehr verschämter Gestalt auftaucht.

Kann es denn eine zufällige Bagatelle sein, wie mit dem Christentum angefangen wurde? Von diesem Jesus, in einem Alleingang, der aus allen Befugnissen und Legitimierungen herausführte, die in der vorhandenen jüdischen Religion vorgesehen waren? Das Risiko, das mit seinem Auftreten verbunden war, lag doch gerade darin, daß er es wagte, die Frage nach der Wahrheit der heiligen Überlieferung neu zu stellen. Seine Worte zum Gebet, zum Glauben und zum rechten Leben muten die unterscheidende Erkenntnis allen, den vielen Einzelnen zu, samt der Entscheidung, die daraus folgen soll. Das Christentum kam nicht als großkirchliches System der Geborgenheit, sondern als Exodus aus bestehender, vertrauter Form. Sollte davon nichts mehr eingehen in die Nachfolge Jesu, auf die doch die Kirche verpflichtet ist, sollte sie nichts bewahren müssen von der heiligen Unruhe des Anfangs und der Gefährlichkeit seines einsamen Weges?

Daß der Mensch der Wahrheitsforderung Gottes standzuhalten vermag, liegt nicht daran, daß sich die Kirche als System der Erträglichkeit anbietet, sondern am freien Entgegenkommen Gottes. Der Jünger Jesu übereignet nicht seine Existenz der Kirche zu weiterer Verwaltung, sondern wendet sich im Glauben der ewigen Wahrheit Gottes zu. In diesem Akt erfährt er die Hilfe dessen, der ihn herausfordert, die Dialektik von Trost und Zumutung. Heil bedeutet nicht Beschwichtigung der aufgeregten Seele im Augenblick, metaphysisch bedeutsames Tatsächeln der Ängstlichen. Wenn Paulus schreibt: „Dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie auch ich durch und durch erkannt worden bin“ (1 Kor 13,12), meint er wohl, es werde schließlich und endlich der Sache ganz auf den Grund gegangen werden. Daraus aber werde jene Gemeinschaft mit Gott entstehen, in der das Geschöpf vollkommen es selbst sein kann. Gericht und Gnade, Unerbittlichkeit und Entgegenkommen sind die Pole der Bewegung, in der Gott und Mensch sich suchen. Das hat die Kirche als Institution prophetisch zu bezeugen und gegen Verneblungen festzuhalten, auch wenn sie aus ihr selbst kommen. Als Gemeinschaft sollte sie der Ort sein, wo sich die Menschen miteinander in die Wahrheit des Evangeliums einüben. Nicht um Stellvertretung geht es hier, vielmehr darum, daß alle an dem Platz stehen, wo sie den Anruf hören, in der Wahrheit zu leben. Niemand kann hier etwas ersetzen. Das Ureigenste, die Wahrheit, gehört zum Menschen wie Leib und Seele.

Wenn es Stellvertretung gibt, dann ist es Gott allein, der sie kann, ohne den Menschen zu ersetzen, dessen eigenes Tun überflüssig zu machen. Jesus wird der Herzog und Anführer des Glaubens genannt (Hebr 12,2), in dessen Können und Vertrauen gebender Kraft alle den Lebensweg gehen. Gottes Nähe macht wirklich.

Das Verhängnis der Glücksuche

Stellen Sie sich Folgendes vor: Im Gedenkjahr 1988 findet eine Veranstaltung statt, in deren Verlauf ausführlich und anschaulich von der Menschenvernichtungsaktion im Hitlerregime gesprochen wurde. Am Abend desselben Tages wird der Leiter der Konferenz von einer Person angerufen, die daran teilgenommen hat. Sie zeigt ihre tiefste Betroffenheit und kann sich nur langsam aus dem Bann lösen. Höchst verblüffend ist freilich die Begründung, die gegeben wird. Nicht etwa die grauenhaften Bilder und Erzählungen von den Vorgängen in Mauthausen. Mit keinem Wort wird davon etwas erwähnt, denn alles Leiden, das aus den Berichten hervorkam, war nur Anlaß zur Selbstbetrachtung, aus der Erbitterung und Kummer über die eigene Kindheit und Jugend aufstiegen. „So ist es doch mir gegangen“, hieß es, und die Erwartung, der Angerufene werde auch dieser Meinung sein, schwang deutlich mit. Die persönliche Leidensgeschichte war mit allem vergleichbar, Auschwitz gar nicht zu hoch gegriffen. Vor das Geschehen an fremden Kindern, Frauen und Männern trat sogleich das Interesse an den eigenen subjektiven Zu-

ständen, erlaubte es nicht, einfach von sich weg und hin zu blicken auf die Evidenz des Schreckens an anderen Menschen. Das auf diese Weise an sich interessierte Subjekt legt einen Wall der Exklusivität um sich. Das Weltgeschehen ist nur in Funktion auf seine Zustände bedeutend. Was liegt hier näher als die Gleichung: Wer sich wohl befindet, der ist auch in der Wahrheit?

Im Zuge des gegenwärtigen Gesundheitskultes wird dafür oft ein alter Spruch benützt: Ein gesunder Geist wohnt in einem gesunden Körper. Das wird so gedeutet, daß leibliche Gesundheit auch die geistige garantiere oder nach sich ziehe. Der Satz steht in der zehnten Satire des römischen Dichters Juvenal, in einem Zusammenhang, aus dem sich eine andere Bedeutung ergibt. Er liefert die ironische Reflexion auf das verkehrte, hemmungslose Wünschen der Menschen, denen die Götter zur Strafe die dümmsten Bitten erfüllen. Schließlich stellt Juvenal die Frage, ob man und was man denn nun wünschen soll. Er antwortet darauf so: „Aber damit du was hast, worum du betest, weshalb du vor dem Schreine die Kutteln und göttlichen Weißwürste opferst, sollst um gesunden Geist in gesundem Körper du beten. Bete um mutigen Sinn, der nicht vor dem Tode sich fürchtet, der als Geschenk der Natur das Ende des Lebens betrachtet und jedwede Mühe erträgt, dem Zorn und Begierde fremd sind ...“ (zitiert nach: Juvenal, Satiren, übersetzt von H. C. Schnur [RUB 8598–8600], Stuttgart 1979, 117). Die ganze Satire sucht die Meinung zu bestreiten, die unmittelbar losbrechenden Wünsche des Menschen samt deren prompter Erfüllung seien schon das, was der Mensch in Wahrheit sein soll. Der gesamte Prozeß bedarf der Läuterung und Klärung. Die Gesundheit des Körpers verspricht keineswegs mit Notwendigkeit die Gesundheit des Geistes. Kraftstrotzende, lächelnde Fitneß verträgt sich mit Dummheit und Gemeinheit aller Art, die Weisheit ist oft genug mit gebrechlicher Leiblichkeit verbunden, und daß die seltene Konjunktion eintritt zwischen dem körperlichen Wohlbefinden und geistiger Wachheit und Reife ist nach Juvenal ganz und gar nicht eine natürliche oder naturhaft produzierbare Selbstverständlichkeit, sondern eine Gnade der Götter.

Beachten Sie, was als geistige Gesundheit erbeten werden soll: Gefaßtheit vor dem Tod, Leidenskraft und Beherrschung der Leidenschaften. Der Schriftsteller des Altertums, der nicht Christ war, liefert ein Stück Kritik am empfindsamen Subjekt, das, im Programm der Selbstverwirklichung befangen, auf der Suche nach dem unmittelbaren Glück ist. Seine Erkenntnis lautet: wer so sucht, irrt sich an sich selbst und greift ins Leere. Niemand kann, sagt er, das Glück herstellen, alle bleiben wir mit unserem Hunger nach Erfüllung der Bedürfnisse auf die entgegenkommende Gunst der Wirklichkeit angewiesen. Juvenal spricht in einer Tradition, die von der Bibel bestätigt und bekräftigt wird. *Leszek Kotakowski* hat im Blick auf die gegenwärtige „Kultur der Analgetika“ (Die Gegenwärtigkeit des Mythos, München 1974, 105–138) davon gesprochen, daß die heutige Zivilisation bestimmt ist durch

die vollständige Abkehr vom Glauben, daß auch im Leiden ein Wert liegen kann. Die christliche Überlieferung sei oft genug einem perversen Leidenskult verfallen, aber so menschlich verkehrt wie dieser sei auch die bloße Reaktion darauf, die mit der Technik der Schmerzvermeidung die Wirklichkeit des Bösen aus dem Bewußtsein vertreibt oder im Rausch vernebelt.

Nun ist, gegen diese Kritik, sogleich ein Einwand fällig, der aus der Mitte christlicher Theologie kommt. „Alle Menschen“, sagt Thomas von Aquin, „streben von Natur aus nach Glückseligkeit“ (STh I q 19 a 10 c), und die biblische Offenbarung verspricht die alles überbietende Erfüllung dieses Strebens. Gibt es zumindest auf dieser Ebene die Möglichkeit, sich dem Drang nach Bejahung, Annahme und Geborgenheit im ewigen Sinn zu überlassen in der Gewißheit, auf dem wahren Weg zu sein? Wenigstens das Ziel, das da *Gott* heißt, sollte die Eindeutigkeit liefern, daß das Streben danach eo ipso wahr ist. Aber die Überlieferung ist nicht dieser Meinung, sondern hält gerade hier, im Zentrum der religiösen Vorgänge, eine Kritik des Wünschens für dringend geboten.

Als Zeugen dieser Auffassung nenne ich den Meister Eckart. Der Wille, alles und alle anderen zum Material der eigenen Identität zu machen, kann sich auch hier durchsetzen, um Gott zu benützen. Eckart spricht von Leuten, die gerade so tun, „wie wenn sie Gott verkauften, so wie Judas ihn verkaufte. Sie lieben Gott um irgend etwas anderen willen, was Gott nicht ist. Und wenn ihnen dann zuteil wird, was sie lieben, so kümmern sie sich um Gott nicht mehr. Es sei Andacht oder Lust oder was immer dir willkommen wäre: nichts von alledem, was geschaffen ist, ist Gott“ (Deutsche Predigten und Traktate, hg. und übersetzt von J. Quint, München 1977, 372). Er bringt für diese Instrumentalisierung des höchsten Gutes eine Reihe von Gleichnissen. Es hätte ihn sicher auch die Geschichte von der frommen Krankenschwester bestätigt, die den Dank eines Patienten, den sie aufopferungsvoll gepflegt hatte, mit den Worten ablehnte: „Sie brauchen mir nicht zu danken. Ich habe das nicht für Sie, sondern für Gottes Lohn getan.“ Der transzendente Selbstverwirklichungseifer sieht nur selbstlos aus, weil er die endliche Dankbarkeit zugunsten der unendlichen ausschlägt. In Wirklichkeit bemächtigt er sich sowohl des Mitmenschen wie Gottes, um aus diesen Stoffen die eigene Heiligkeit zu machen. So stellt sich noch einmal und mit religiöser Dringlichkeit die Frage, ob Bedingungen dafür genannt werden können, daß das Streben nach dem Glück wahr ist, gegen den heutigen Trend, solche Reflexion durch Spontaneität zu ersetzen.

Paulus beschreibt im ersten Korintherbrief (12, 1–10) die Liebe. Sie fängt jetzt, in diesem Leben, zögernd an und wird einmal, in der Gemeinschaft mit Gott, die bleibende Form des Glücks sein. Von dieser Liebe sagt er: „Sie freut sich an der Wahrheit.“ (13, 6) Man darf gewiß in der Wahrheit alles untergebracht sehen, was Denken, Erkennen, Aufmerksamkeit und Bildung heißt, aber unbedingt gehört dazu, denn der ganze Katalog der Liebesgeigen-

schaften zielt darauf, daß die Liebe, dieses finale Glück, nur möglich ist als ein Akt unbedingter Wahrnehmung und Achtung *des Anderen*, das als Ding und Lebewesen, aber vor allem als menschliche Person nie bloßes Material des Ich sein kann.

Glück ist für die Menschen nicht auf dem direkten Weg der verfügbaren Herstellung zu erreichen, sondern nur indirekt, auf dem Umweg über die Macht und Freiheit der Seienden, die außerhalb des Selbst so real sind wie dieses. Die Programme der Glücksproduktion scheitern, aber absichtloses Tun wird den Augenblick der Erfüllung nicht verfehlen, die aufgewendete Andacht zu dem, was aus der Fremde der Außenwelt hereinscheint, schlägt eines Tages beglückend ins Herz zurück.

Die Tarnkappe des Moralismus

Seit einiger Zeit wird schriftlich und mündlich, nicht zuletzt in den Zeitungen, behauptet: Wir brauchen eine neue Moral, oder wenigstens die alte aufs neue. Anlässe zu dieser Forderung werden sofort in Fülle mitgeliefert: die Versuchung der Macht, die Korrumpierung der Politik, das Umweltverhalten, die Technik, die Rüstung, die Dritte Welt, der Umgang mit der Vergangenheit, die Sorge um die Zukunft. Wer sich umhört und Zeit hat, zu lesen, wird allerdings viel eher zum entgegengesetzten Urteil kommen. An Moral fehlt es heute gewiß nicht, mag sie in überlieferter oder angeblich neuer Fassung angeboten werden. Es ist mehr als genug vorhanden, so viel, daß sich die andere Frage aufdrängt, ob denn nicht die Eskalation moralischer Gesinnungen das Symptom eines viel gefährlicheren Mangels ist, an dem unsere Kultur leidet. Kein Zweifel, die moralischen Gefühle sind intensiv, allesamt nicht nur auf das Gute, sondern auf das Beste gerichtet, daher vollkommen und edel, sie transportieren ein unbedingtes Sollen und sind mit dem Anspruch versehen, daß alle verpflichtet sind, nach den verkündeten Normen zu handeln. Die Predigt der Gebote ist längst kein Privileg der Kirche mehr, sondern ist jedermanns und jederfraus Amt geworden, nach Art eines allgemeinen Priestertums der Ethik. Die hohe Lautstärke und affektive Vehemenz, mit der das moralische Bewußtsein sich äußert, steht in einem aufregenden Gegensatz zu seiner Wirkungslosigkeit dort, wo Wirkung notwendig wäre, im Feld vernünftigen, humanen Handelns.

Der pathetische Moralismus ist, obwohl von der Behauptung erfüllt, auf diese Weise finde man das wahre Leben in Natur und Gesellschaft, ein großes ideologisches Hindernis dafür. Er wirkt dem entgegen, was er absolut fordert. Für diese Meinung will ich ihnen fünf Gründe nennen.

1. Die moralische Forderung wird entschieden an andere gerichtet. Das untrügliche Kennzeichen dafür ist die *Tribumalisierung* der Gesellschaft (vgl. O. Marquard, Abschied vom Prinzipiellen [RUB 7724], Stuttgart 1981, 39–66). Das jeweils sich selbst ernennende Gericht, das Individuum, die Gruppe, die Klasse setzt sich als Autori-

tät gegen alle anderen, mit der Diagnose, der Forderung, dem Urteilsspruch und der moralischen Sanktion. Damit geschieht eine folgenschwere Aufteilung der Gesellschaft in Ankläger und Angeklagte, in Unschuldige und Schuldige. „Man entkommt dem Tribunal, in dem man es wird“ (Marquard, op.cit. 57), das heißt: der richterliche Anspruch hat zugleich die Funktion des Selbstschutzes gegen moralische Anklage von anderer Seite. So wird ein wichtiger Konsens aufgekündigt: daß alle Glieder der Gesellschaft an der Situation teilhaben, die von positiven und negativen Faktoren bestimmt, dem Bösen und dem Guten gemischt ist, in der Suche nach dem guten Leben in Wahrheit alle von dieser realen Zweideutigkeit auszugehen haben. Genau das versucht das Gleichnis Jesu einzuschärfen: „Warum siehst du den Splitter im Auge dieses Bruders, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht?“ (Mt 7, 3)

2. Die moralische Forderung wird absolut, nicht nur im Anspruch auf Geltung, sondern auch im Hinblick auf ihre Durchsetzung. Die ethische Weisung Jesu hat zwar einerseits klar gemacht, daß die sittlichen Gebote Ausdruck des Willens Gottes sind, andererseits aber auch den Vorbehalt formuliert, der auf allem Handeln liegt. Die Mittel der Umsetzung ethischer Postulate unterliegen selbst ethischen Kriterien und die klare Darstellung des Guten gegen das Böse ist in dieser Welt nicht möglich. Mit dem Hunger nach der radikalen Gerechtigkeit ist der Mensch an das Gericht Gottes verwiesen (Mt 7, 1–2). Der Terrorismus kommt auf den Flügeln des Moralismus und besteht ideell in der Überschreitung der so gezogenen Grenze. Die anhaltende Faszination, die von Terrorakten ausgeht, ist anders nicht zu verstehen. Der gefährliche Glanz der absoluten Tat, die in reiner Gesinnung und unbedingtem Willen geschieht, ist wie ein Blitz vom Sinai. Sie hat heute nicht wenige Apologeten. Eine der Ikonen der Pädagogik und Moral des Terrors ist bis in die Gegenwart die Gestalt des Maximilien de Robespierre.

3. Die moralistische Forderung ist willkürlich in der Wahl der ethischen Imperative und der Felder, auf die sie angewendet werden. Töte nur kein Leben in der gefährdeten Natur, lautet das Gebot, eine Erlenstaude ist so heilig wie der Petersdom – aber dein Bauch gehört samt Inhalt dir. Die Pflicht zur Solidarität ruft bald auf diesen, bald auf jenen Kontinent, jetzt zu dieser Gruppe, dann zu jener, aber es gibt so viele weiße Flecken auf der Landkarte, wo die Hilfsbedürftigen eingetragen sind. Kein Engagierter setzt seinen Fuß dorthin, und die Solidaritätsleistungen sind nach dem Maß der je eigenen Interessen gesteuert. Es ist eines, sich von den in aller Welt bekannt werdenden Nöten überfordert zu fühlen, nicht überall gleichzeitig sein zu können, und ein anderes, die Not eigenmächtig zu definieren. Aber wie Jesus den Menschen nehmen, auf den man stößt, ohne Ansehen der Zugehörigkeit, einfach auf den Titel Mensch hin, das wäre der andere, redliche Weg, verbunden mit dem Bewußtsein der endlichen Perspektive, in der wir gefangen sind. Noch das Gedenken an die Toten, die Opfer der Vernichtungen ist

befallen vom Interesse, das nur die einen, nicht aber die anderen als würdige Objekte der Erinnerung zuläßt.

4. Die moralische Aktion ist in allen Varianten schon ein Element des Vergnügungskonsums geworden, der Überfluß an reinsten Gesinnungen ein beliebter Genußartikel. Eines der unermülichsten Gefühle scheint die Entrüstung zu sein. Die Lust an ihr ist viel größer als die schlichte Bemühung um humanen Verstand, wie das Samaritergleichnis Jesu sie nahelegt (Lk 10, 25–37). Der Wert der Aufregung zieht stärker an und verschafft das Prestige der Eigentlichkeit. Wer ein „großer Moralist“ genannt wird, ist eingerückt in den Kalender derer, die am unterhaltsamen Kitzel des Moralpalavers mitproduzieren dürfen, ohne selbst befragbar zu sein.

5. Die Entrüstungsmoral unterscheidet mit besonderer Liebe und Akribie zwischen dem guten Volk und der bösen Elite der politischen Führung. Dagegen etwas zu sagen, ist heute und hierzulande nicht eben populär und bringt Pfiffe. Ich halte es eben deswegen für nötig. Wer wird das Gefälle der Verantwortung und der Möglichkeiten von den Trägern der Macht zu den Bürgern leugnen? Aber es hilft nichts und niemandem zu übersehen, daß in der härtesten Realität alltäglicher Erfahrung Korruption, Gemeinheit, Unredlichkeit und Charakterlosigkeit überall zu finden sind, eben auch im Volk, bei uns kleinen Leuten. So furchtbar der Prophet Jesaja seine Drohungen gegen die Könige und Fürsten schleudert, so illusionslos spricht er von der Masse des Volkes, von dem „ganzen lärmenden, johlenden Haufen“ (5, 14). Es ist auf die Dauer nicht erträglich, gerade nicht für die sinnvolle Organisation gesellschaftlichen Lebens, daß die Bürger das Negative auf die Politiker projizieren, um es an ihnen in zweideutiger Freude zugleich anstauen und wenigstens verbal vernichten zu können. Wie das Gebot der Nächstenliebe die Zuwendung zum Ich und die Wendung zum anderen Menschen miteinander verbindet, so ist auch die Wahrnehmung des Bösen in Wahrheit nicht möglich, ohne daß sich alle zum Gegenstand der Gewissenserforschung machen, alle ohne Ausnahme, das Ich und die anderen, die Mächtigen und die Kleinen, die Regierungsleute und das Volk.

Friedrich Nietzsche hat einmal geschrieben: „Das Auftreten der Moralisten gehört in die Zeiten, wo es zu Ende geht mit der Moralität“ (WW [Schlechter] 3, 735). Sie kann wieder anfangen, wenn wir zu ebener Erde nach dem Rechten suchen, statt uns im ersten Stock der Gesinnungen zu tummeln.

Das gehört schon zu dem, was von der Kirche erwartet werden kann an Orientierungen und Anstößen, die den Versuch, in der Wahrheit zu leben, begünstigen. Ich schließe meinen Vortrag, in dem ich Ihnen diese Optionen nenne.

1. Statt am verbalen Schwalle der Entrüstung und des Sollens mitzuarbeiten, ist es an der Zeit, das Evangelium aus der üblichen Reduktion auf sittliche Weisung zu befreien. Es bezeugt heute und für heute die brennende,

aufrichtende, herausfordernde und tröstende Gegenwart Gottes im Namen und im Sakrament Christi. In der Gelassenheit, die der Glaube daraus gewinnen kann, ist Raum und Motiv gegeben für vorläufige, geduldige, streitbare Übung der humanen Vernunft, die damit aus dem tödlichen Krampf der Selbsterzeugung befreit wird.

2. Aus der Gelassenheit kommt Mut und Stärke, gerade auch für das Individuum, das sich heute, im Augenblick wo die Welt eins und übersichtlich wird, so winzig und verlassen vorkommt. Das sollte aus kirchlichen Aktionen und Reden, aus dem Leben der Gemeinden spürbar werden. Statt im Sinne des heute eskalierenden Therapismus zu wirken, der die Menschen alle zu Patienten macht und sie behandelt, statt sie zu stärken, könnte die Kirche versuchen, ihre geistliche Kompetenz wiederzugewinnen. Petrus, dem ersten in der Reihe derer, die heute Päpste genannt werden, wurde einmal gesagt: „Du aber geh hin und stärke deine Brüder“ (Lk 22, 32). Womit aber stärken, wenn nicht mit der absichtlosen, praktischen Andacht zum Wort des Lebens, das die Tat hervorbringt?

3. Die Kirche ist, wenn ich das Evangelium recht lese, ge-

dacht als Leuchtfeuer Gottes in der Welt. Es steht ihr nicht zu, als psychologisches System der Sänftigung, als stellvertretender Mutterschoß aufzutreten. Jesus, auf den sie sich beruft, ist ein Exodus aus der Normalität der Welt in das Außergewöhnliche, das Signal der Unterbrechung, die Herausforderung zum Extrem. Geborgenheit und Ganzheit sind Früchte, die am Ende des Weges reifen und genossen werden können; am Anfang gefordert, werden sie Ursache der Infantilität und der Langeweile.

4. Die wahrmachende Kraft des Evangeliums äußert sich darin, daß der Mensch ermutigt wird zum aufrechten Gang vor den Mächten der Natur, der Weltgeschichte und vor Gott. Das Gefälle ist ein Raum wahren Lebens, weil der Gott der Bibel den Menschen vor sich zu einem Jemand macht. Der Stil Jesu zeigt, daß die Devotion vor der holofernisch sich gebenden Autoritätsmacht für die Kirche eine Versuchung ist. Paulus meint, sie solle für die Atmosphäre des Freimutes, des offenen Gesichtes, des geraden Ganges sorgen: „Seid doch nicht Kinder an Einsicht . . . , seid Unmündige an Bosheit, an Einsicht aber seid reife Menschen“ (1 Kor 14, 20).

Gottfried Bachl

Woran krankt heute die Theologie?

Ein Gespräch mit Professor Gisbert Greshake

Die innerkirchlichen Auseinandersetzungen der letzten Monate haben nicht zuletzt mit der Frage nach der Stellung der Theologie in der Kirche und ihrem Verhältnis zum Lehramt zu tun. Die Theologie ist aber auch darüber hinaus herausgefordert: Sie muß sich angesichts der veränderten Glaubenssituation neu orientieren, muß über ihren Platz als Wissenschaft unter Wissenschaften ebenso nachdenken wie über ihren Umgang mit der eigenen Tradition. Über Defizite und Chancen gegenwärtiger Theologie sprachen wir mit Professor Gisbert Greshake, der an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg Dogmatik und Ökumenische Theologie lehrt. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Greshake, Ihr bisheriger Dogmatikerkollege und jetziger Bischof von Rottenburg-Stuttgart, Walter Kasper, sagte vor einigen Monaten in einem Vortrag, in der katholischen Theologie in Deutschland werde zwar gegenwärtig immer noch viel handwerklich solide Arbeit geleistet, aber sie habe keine neuen großen geistigen Impulse aufzuweisen. Stimmt das?

Greshake: Solche Urteile gibt es nicht erst heute. Schon 1979 schrieb Karl Rahner, die Theologen des konziliaren Aufbruchs hätten keine gleichermaßen profilierten Nachfolger gefunden. Als ich das seinerzeit las, fiel mir die Grabinschrift Hadrians VI. in der Anima in Rom ein, wo es heißt: „Ach wieviel hängt davon ab, in welche Zeit auch

des besten Mannes Wirken fällt!“ Die Theologie ist nun einmal *auch* eine Funktion der jeweiligen Zeitepoche. Und hier ist zu bedenken, daß die katholische Theologie um die Konzilszeit herum eine sowohl kirchlich wie gesellschaftlich einmalige Situation, wie sie vielleicht nur alle paar Jahrhunderte einmal zu konstatieren ist, vorfand: Damals erreichte mit dem Zweiten Vatikanum „die Moderne“ die Kirche; Kirche wurde dadurch in neuer Weise gesellschaftlich relevant. Die Theologie konnte dabei die Ernte einer langen, eher in der Stille oder abseits der Kirchenöffentlichkeit verlaufenden Vorbereitungszeit einfahren. Es erhielten Strömungen und Denkweisen Heimatrecht, die zuvor höchstens am Rand geduldet waren, nicht zuletzt die historisch-kritische Exegese mit ihren damals „aufregend“ erscheinenden Ergebnissen. Mit all dem erregte die Theologie, die schon für den innerkonziliären Prozeß und seine Ergebnisse einer der entscheidendsten Faktoren war, höchste Beachtung und größtes Ansehen. Dazu kam, daß die alte pianische Lehramtspraxis an ein Ende geriet; das päpstliche Lehramt nahm sich in den Jahren nach dem Konzil deutlich zurück. Und diese „Lücke“ konnten die Theologen als neue „Lehrer der Christenheit“ gleichsam ausfüllen. So wurde die nachkonziliare Theologie zu einer geradezu spektakulären Größe hochstilisiert.

HK: Aber warum hat sich diese Rückkehr zur Normalität